

Zeitschrift: Schwyzerlüt : Zyttschrift für üsi schwyzerische Mundarte
Band: 23 (1961)
Heft: 1

Rubrik: Gueti Fründe schrybe übere Albärt Streich
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gueti Fründe schrybe übere Albärt Streich

Kleine Streiflichter auf Albert Streich

Von Carl Seelig

Es war der Lyriker und Lautenliedersänger Hans Roelli, der mir zuerst von Albert Streich erzählte. Das mag etwa zwei Jahrzehnte her sein. Als ich nach einiger Zeit dem Brienzer Dichter selber gegenüberstand, erschrak ich über sein Aussehen. Dieser kleine, hagere Mann mit dem bleichen, knochigen Gesicht entsprach so gar nicht dem Bild des stämmigen, von der Höhenhuft braungebeizten Naturburschen, das wir uns von einem Mitbürger machen, der aus einer Berggegend stammt. Dieser Erschrecken hat sich wiederholt, sooft ich Albert Streich begegnet bin, und es ist mir im Herzen sitzen geblieben über seinen Tod hinaus. Wieviel Entbehrungen und Enttäuschungen, wieviel Bitternis und Sehnsucht nach einem kleinen, bescheidenen Platz an der Sonne sprachen aus diesem Gesicht, dessen herber Mund nicht sagen wollte, was in seinem Inneren vorging! Ich habe mir kürzlich vom Prosaschriftsteller Joseph Saladin und seiner bewundernswert über die schwankende Gesundheit ihres Mannes wachenden Frau Amalie, bei denen der gemeinsame Brienzer Freund bisweilen zum Uebernachten in Zürich Quartier bezogen hat, erzählen lassen, dass Streich nie eigentlich Hunger leiden musste. Auch in der Jugend nicht. Sein 1923 gestorbener Vater mühte sich als Waldarbeiter und Wildbachverbauer ehrlich ab, die sieben Kinder und seine ihn um ein Vierteljahrhundert überlebende Frau ohne fremde Hilfe durchzubringen. Der am 26. Mai 1897 in Brienzen geborene Sohn Albert wäre

gern Lehrer geworden. Aber sein Sekundarlehrer zeigte sich ihm nicht wohlgesinnt, und so zerplatzte dieser Traum wie viele andere Träume in der rauhen Luft der Wirklichkeit. Am meisten hat zu seinen Enttäuschungen der zermürbte Körper beigetragen, der ihm schon früh das Gefühl der Lebensuntüchtigkeit und der Saftlosigkeit einer Schattenpflanze einjagte. In seinen Briefen hat mir Albert Streich gelegentlich angetönt, dass ihn die Doppelfron des Brotverdienstes und des wintersüber besonders schweren Kampfes gegen die geschwächte Gesundheit dermassen aufreibe, dass er den hintersten Willen zusammenraffen müsse, um auch als Schriftsteller etwas Brauchbares leisten zu können. In Genf musste er eine Stellung als Gärtner und in Brienz die Spenglerlehre aufgeben, weil er sich ihr körperlich nicht gewachsen glaubte. Hingegen hat er die vierjährige Schriftsetzerlehre tapfer durchgehalten und diesen Beruf einige Zeit in Interlaken ausgeübt, bis er sich anderen Tätigkeiten zuwandte. Er ist Hilfskondukteur bei der Brienzer-Rothorn-Bahn, Wald- und Strassenarbeiter, Schnitzer und Inhaber eines Uhrenstein-Ateliers gewesen, bis ihn die Gemeinde Brienz, in der er sich 1924 mit einer treu zu ihm haltenden Ortsansässigen verheiratet hatte, als Hilfspolizisten anstellte. Anfangs 1949 konnte er mir melden, dass ihm diese «Würde und Bürde» glücklicherweise abgenommen worden sei. Er arbeite nun ganztägig auf dem Gemeindebüro, sodass er über die kalten Monate weniger zu frieren brauche. Sprachen bei ihm gelegentlich Schriftsteller-Kameraden wie der Schaffhauser Mundarterzähler Albert Bächtold zu einem kleinen Schwatz vor, so erlaubte ihm der Gemeindeschreiber nachsichtig, mit dem Besucher in einer Wirtschaft zu verschwinden. Dort taute der sich sonst gern trocken und prosaisch gebende Albert Streich bei «eppis Tinns» — am liebsten bei einem Fendant oder bei

einem Twanner — und bei einer bedenklich langen Serie von «Parisiennes» am ehesten auf. Es war herzerreissend, mitansehen zu müssen, wie dieser gierige Zigarettenkonsum mitgeholfen hat, seine Gesundheit zu unterhöhlen. Aber wer hätte es gewagt, ihm, der auf sovieles Schöne in seinem Leben verzichten musste, auch noch diese Freude zu rauben! Er konnte ja nicht einmal mit den Kameraden Militärdienst leisten. Denn als er für die Unteroffizierschule vorgemerkt wurde, musste er sich untauglich erklären lassen, da er den körperlichen Strapazen nicht gewachsen war.

Dass dieser mit Rücksicht auf seinen zerbrechlichen Leib fast heroisch zu nennende Sänger des Berner Oberlandes, den man wohl in absehbarer Zeit als den Klassiker der Brienzer Mundart bestaunen wird, verschiedene literarische Auszeichnungen erhalten hat und auf eirmütigen Beschluss der 325 stimmfähigen Bürger im Herbst 1945 sechs Aren Bauland zum symbolischen Preis von einem Franken kaufen durfte, zählt zu den Lichtseiten dieses Schriftsteller-Daseins. Im Mai 1948 meldete er mir, dass er zu seinem heute in Brienzen als Schreinermeister tätigen Sohn Albert und zu seinen beiden Töchtern, deren eine mit einem Fabrikarbeiter in Zug und die andere mit einem Schreinermeister in Brienzen verheiratet ist, neuen Familienzuwachs erhalten habe: Andreas Kaspar. Dazu die Bemerkung: «Im kommenden Herbst gesellt sich zum leiblichen noch das geistige Kind, Feehnn'. Wie man doch eigentlich fruchtbar sein kann!» Der Bezug eines eigenen, sonnseits gelegenen Häuschens auf dem ihm zugesprochenen Terrain war dringend notwendig, denn wie oft konnte er aus dem einfachen Grund nicht schreiben, weil er keine ruhige, warme Wohnstube, für den Feierabend hatte! Ende Juni 1951 berichtete er: «Unser neues Häuschen ist nun bereits drei Wochen unter Dach, aber noch nicht verschalt und aus-

gebaut. Seine Lage ist sehr schön, mit unverbaubarem Blick über den Brinzersee hinunter, im Rücken viel Wald, steile Wieshänge und noch steilere Felsen. Wir freuen uns, im Herbst einziehen zu können und ich besonders in das extra eingerichtete Schreibzimmer, wo ich endlich den ‚Tschuri‘ fertig machen kann.» Dieses schriftdeutsche autobiographische Erlebnisbüchlein, an dem Streich's Herz mit zärtlicher Liebe hing, ist schliesslich 1956 in die Welt gesetzt worden. Vorher musste er mit seinen meisten Büchern mit dem Manuskript von Verleger zu Verleger hausieren gehen und sich oft sagen lassen, es seien damit keine Geschäfte zu machen. Besonders wurde ihm das für die Mundartarbeiten vorgehalten. Seit Beendigung des «Tschuri I» war es sein Hauptanliegen, den «Tschuri II» — also die Fortsetzung seines schlichten Lebensberichtes — in der Niederschrift weiterzutreiben. Als ihm im Herbst 1956 ein Freund für die Familie ein Häuschen auf dem Hasliberg zum Ferienaufenthalt überliess, berichtete er nach Zürich: «Am liebsten schwämmelte ich in den sagenhaften Haslibergwäldern herum. Ich sollte jetzt aber doch wieder aus der Passivität heraus und schreibe vorweg am «Tschuri II». Seit Jahren sei seine Produktion so gut wie eingefroren gewesen «und ich schliesslich dazu». Am 2. März 1957 liess er durchblicken, dass sich der neue «Tschuri» auf die Beine gemacht habe. «Augenblicklich weiss er aber wieder einmal nicht weiter. Er laboriert an einem Welschlandaufenthalt herum, denn es ist Krieg und die Heimat bietet mehr als tägliches Brot.» Wie weit dieser zweite Band, der vermutlich die holzschnittderbe Ehrlichkeit des ersten Bändchens fortsetzt, in der flüssigen Handschrift des Dichters bis zu seinem im Dezember 1960 eingetretenen Tod gediehen ist, weiss ich nicht. Eine Notiz vom Dezember 1957 lässt erraten, dass er quälender Krankheit abgerungen werden musste:

«Der neue ‚Tschuri‘ ist zwar angefangen. Aber ich muss immer viel liegen und diätkostieren, und da will es kein rechter Spass sein, die Freizeit mit Schreiben zu nützen. «Faul war unser schwächliche, wortkarge Freund Albert Streich gewiss nicht. Er hat ja auch einige schriftdeutsche und mundartliche Hörspiele — so über «Heinrich Federer und der Brienzersee» und über das gefährliche strandgutliche Wildholzsammeln, wenn die Aare bei Hochwasser ins Tal schiesst — sowie gelegentlich heimatkundliche Aufsätze geschrieben. Dazu die würzigen Gedichtbände, für denen einen er den Titel «Häädig Schueh» vorgesehen hatte. Wann immer ich als Kritiker in der Öffentlichkeit oder als Briefschreiber privat dazu Gelegenheit hatte, versuchte ich ihn zu ermuntern, auch das heute fast ausgestorbene Gebiet der mundartlichen Ballage zu pflegen. Er stellte sich für diesen Ratschlag nicht taub, wie die Zeilen vom Januar 1949 zeigen: «Der ‚Vollechiehjer‘ im Verbändchen ‚Underwägs‘ ist für das bernische Lesebuch des 5. Schuljahres vorgesehen. Das freut mich ganz besonders, Ihnen berichten zu können, da Sie an dieser Ballade nicht ganz unschuldig sind.» — Als Albert Streich auf Einladung des Zürcher Schriftsteller-Vereins im Dezember 1958 zum letzten Mal in Zürich vorlas, mit einer mächtigen Hornbrille auf der Nase, schlug er zunächst bedächtig drei Geschichten aus der Sammlung «Feehnn» auf, darunter die entzückende «Zerhiiti Wält», in der ein gutherziger Grossätti seinem sonst mit «llutterblawwen Üugen» in die Welt blickenden Enkelkind hilft, die zerbrochene Porzellanpuppe zu beweinen. Dann hörte man in der seltsam singenden, fast ans Mittelhochdeutsch erinnernden Brienzer Mundart «niwi Brienzer Värs» aus dem wenige Tage zuvor erschienenen Band «Sunnigs und Schattigs» vorlesen, worauf Streich auf meinen Wunsch noch die packende, echt volkstümliche Ballade «Mit

ternächtler» vortrug — unvergesslich für jeden Dialektfreund, der an diesem letzten Abend dabei war. Es liegt mir am Herzen, an dieser Stelle mit Nachdruck auf die Problematik der Mundartschriftstellerei hinzuweisen, die den finanziell nie sorgenfreien Albert Streich zeitweise vor schwere innere und äussere Konflikte gestellt hat. Ich kann sie nicht deutlicher beschreiben, als er es am 26. Dezember 1955 in einem langen Brief selber getan hat: «Ist das eine mühselige Geschichte, Gedichte in Mundart zu schreiben und dazu erst noch etliche Seiten Worterklärungen hinten anzuhängen! Fast wie wenn einem guten Deutschschweizer ein fremdsprachiges Lesestück gleich auf der gegenüberliegenden Seite in Schriftdeutsch zugänglich gemacht würde, bezwecks gemacht werden müsste! Nun beginne ich sehr wohl zu begreifen, warum das Wort immer mehr zum Begriff und immer weniger zum lebendigen Erlebnis werden muss. Das Gefühl, dass die Mundarten nur noch in «merkantilisierter» Form (meinetwegen «volkstümlich» genannt) zur Geltung kommen können, ist mir sehr stark in den Vordergrund gerückt und der Zwiespalt, ob Mundart oder Schriftdeutsch gross. Aus blossem Lokalsprachbewusstsein heraus Mundart zu schreiben, kann ich nicht gelten lassen, dazu ist mir das angeborene Idoim zu lieb.»

Übrigens hat sich Albert Streich während der Freizeit nicht nur mit Lesen und Schreiben beschäftigt. Dem Sport freilich stand er fremd, ja, ungehalten gegenüber — vielleicht aus einem uneingestandenem Gefühl der Minderwertigkeit, dabei nicht mittun zu können. Hingegen hat er für den Dramatischen Verein Brienz einige Male Regie geführt und für sich gezeichnet oder gemalt. Mit dem frühverstorbenen Brienzer Kunstmaler Adolf Gander war er befreundet, ebenso mit dem in Schwanden lebenden, schwer-mütigen Landschafts- und Portraitmaler Johann Pe-

ter Flück (1902—54). Um ungestört schreiben zu können, hat sich Albert Streich oft in eine abgelegene Berghütte verkrochen, um das Wochenende in jenem unbetriebsamen Milieu zu verbringen, in dem er als Bub die Ziegen des Grossvaters gehütet hat. Wie sehnte er sich dann darnach, den Spiessern im Tal durch die Tat einmal zu beweisen, dass er es in der Schriftstellerei zu etwas Respektablen gebracht habe, das auch die Anerkennung ihrer engen Herzen verdiene! An die Tage der Not und der abgrundtiefen Vereinsamung mag er gedacht haben, als ihm während einem Gespräch mit Joseph Saladin über den soeben erschienenen Band «Tschuri» unwillkürlich die Tränen in die Augen schossen...

Ein einziges Mal hat unser Brienzer Freund die schweizerische Heimat verlassen. Das war, als er zu irgendeiner Autoren-Tagung nach München fuhr. Er kam jedoch bitter enttäuscht zurück und ähnlich mag es ihm bei den Generalversammlungen des Schweizerischen Schriftsteller-Vereins ergangen sein, an denen er im letzten Jahrzehnt gelegentlich teilnahm. Seiner eher ungeselligen und gehemmten Natur lag es so gar nicht, sich an grössere Kreise anzuschliessen. Als wir im Vorsommer 1954 in Lützelflüh den 100. Todestag von Jeremias Gotthelf begingen, schrieb er mir einige Tage später, er habe die Sonntagsmorgenfeier in der Kirche geschwänzt, um sich über Bern lautlos heimzusputen.» «An der ganzen Versammlung und dem Drum und Dran freute mich nichts so, als dass wir wieder zusammensassen und uns unterhalten konnten.» Drei Jahre zuvor hatte er an der Generalversammlung in Solothurn, an der ich fehlte, teilgenommen. Darüber berichtend, schrieb er mir mit der Bescheidenheit, die für ihn charakteristisch ist: «In Solothurn lernte ich Josef Reinhart persönlich kennen und empfand ehrliche Freude darüber. Ich sagte ihm, der Bub grüsse seinen Ätti!»

Albärt Streich

26. Mai 1897 bis 7. Dezember 1960

Von Alfred Ruef, Grossrat, Brienzen

Nach kurzer Krankheit, aber längerem Leiden, ist Albert Streich, der Brienzerdichter, am 7. Christmonat im Spital Interlaken verstorben. Aus dem Kreise seiner Familie und seiner Freunde ist er so leise weggegangen, wie er Zeit seines Lebens durch sein Dorf geschritten ist, — still, bescheiden, in sich gekehrt und ohne Aufhebens. Wer mit diesem Dichterleben nicht näher in Berührung kam, konnte nicht ahnen, wie tief und leidenschaftlich in seinem Herzen eine Flamme brannte, die nur Berufenen geschenkt ist: die Liebe zur Muttersprache.

All sein Sinnen und Dichten galt dieser wertvollsten Gabe, die der Schöpfer dem Menschen verliehen hat. Dem Wort als Ausdruck des Geistigen war er verhaftet bis in sein tiefstes Wesen. Gespaltete Sprache war ihm Ausdruck des Menschseins schlechthin. Im Erlebnis der Sprache wurde ihm Menschlichkeit leidenschaftlicher und reiner als irgendwo sonst bewusst. Ehrfurcht und Staunen über die Schönheit dieser Gottesgabe gehen durch alle seine Zeiten und Verse.

Nun ist der Hüter unserer Brienzermundart von uns gegangen, und Trauer bleibt in unsern Herzen — aber ebenso sehr Dank und Anerkennung für das dichterische Werk, das er geschaffen.

Albert Streich wusste um die Vergänglichkeit von allem Irdischen.

Niemand hat es dem kleinen Albert am 26. Mai 1897 in die Wiege gesungen, dass er zum Dichter berufen sei. Seine poetische Begabung steht ohne jeden Zusammenhang mit Überlieferung, Erbe und Umwelt. Geist weht, wo er will.

Mit sechs Geschwistern ist Albert Streich in einem

Doppelwohnhaus an der Birgisgasse in Brienz in dürftigen Verhältnissen aufgewachsen. Die Mutter, eine geborene Zobrist von Brienz, hatte mit dem kargen Taglohn ihres Mannes auszukommen, und die Sorge um das tägliche Brot überschattete die ganze Jugendzeit des Dichters:

«In Geldsachen verstanden meine Eltern nie Spass. Ich wusste es nur zu gut: Geld war der Artikel, der zu Hause stets mangelte. Durch mühsame Arbeit des Vaters sommersüber als Verbauungsarbeiter in den harten Flühen im Berg, wintersüber als Holzer im verschneiten Wald, kam es karg herein. Zäh und verbissen marktete die Mutter um den roten Rap-
pen, ehe sie ihn ausgab.» (Tschuri)

Der kleine, eher schwächliche und doch zähe Brienzerbub besuchte fünf Jahre die Primar- und vier Jahre die Sekundarschule. Gerne wäre er Lehrer geworden. Niemand aber kümmerte sich um den geistig regsamen Buben. Zu Hause wurde der Wunsch nicht einmal laut: Im «Tschuri», seiner Jugendbiographie, klagt er leise darüber: «Als ob die Welt sich meinder achte, eines kleinen, unbesonnenen in den Tag hineinlebenden Sohnes unscheinbarer Eltern.»

Der schmächtige Albert geht mit seinem Vater auf die Arbeit und verdient drei Jahre in der Verbauung und anderswo als Gelegenheitsarbeiter seinen Unterhalt und bringt den sauer verdienten Batzen getreulich heim. Der harte Arbeitsplatz zwischen Himmel und Erde, hoch über dem Dorf, hat sich unauslöschlich in sein Gemüt eingegraben:

«Gegen Norden erhebt sich eine zerschründete Fluh bei gutem Wetter duftig-farbig ins Himmelblau hinauf, bei trübem Wetter hängen oft ruhige, runde, oft zerrissene Nebelgebilde über graues Gestein herunter bis knapp über meinen Kopf, oder sie hüllen die ganze Umgebung in ein silbernes, düsteres Gespinnst. Auf dem vielleicht dreihundert Schritte brei-

ten Felsband, das sich von der Morgensonne nach der Abendseite hoch über dem Tal hinzieht, arbeiten der Vater und ich Hand in Hand. Ich bin Verbaubarbeiter geworden wie mein Vater und andere junge Männer aus dem Dorf.»

Finger und Hände reisst er sich blutig. Dafür findet die Mutter am Samstag ein freundliches Wort und legt ihm zum Nachtessen ein ganzes, statt ein halbes Stück Wurst zur Röstli.

Mit 19 Jahren durfte er doch noch die vierjährige Lehre als Schriftsetzer beginnen. Nach ihrer Beendigung betätigte er sich als Gehilfe in verschiedenen Offizinen im Kanton Bern. In der Krisenzeit wechselt er nochmals den Beruf, lernt Bären schnitzen und betreibt mit einem Kollegen eine Zeitlang eine kleine Uhrensteinbohrerei, die aber ebenfalls eingeht.

Vom Schriftsetzerberuf musste er aus Gesundheitsrücksichten gänzlich absehen. Als Bärenschnitzler hält er sich über Wasser. Die bitteren Krisenjahre gebieten wieder Schluss, und als Gelegenheitsarbeiter sucht er Verdienst bei Land- und Strassenarbeiten. Diese harten Jahre schenken ihm wohl auch seine katzenartige Zähigkeit.

1924 fand er seine liebe, treue Lebensgefährtin und hatte bald für vier Kinder zu sorgen. Die schweren Jahre hatten ihn bitter geschüttelt, aber nie mutlos gemacht. Das glimmende dichterische Feuer und die sonnige Schalkhaftigkeit blieben ihm erhalten.

1937 arbeitete Albert Streich als Aushilfskondukteur bei der Brienz-Rothorn-Bahn, und zwei Jahre später wählte ihn die Gemeinde als Ortspolizeidiener. Wie führt doch das Leben oft auf ungeahnte Wege! Ausgerechnet dieser verträumte Poet und Kinderfreund Ortspolizeidiener! Wie restlos hat er doch in «Chindertreumm», im Bild des Schmetterlings unbeschwertes Jugendland eingefangen.

1940 übertrug ihm die Gemeinde das neu geschaf-

fene Kriegswirtschaftsamt, und er führte dann bis zu seinem Tode gewissenhaft und liebevoll die Gemeindeausgleichskasse und die Gemeindestelle für die Alters- und Hinterbliebenenfürsorge. Sein Amt war ihm ein tiefes Anliegen, und die Gemeinde dankt ihm aufrichtig für seine treue und mit dem Herzen erfüllte Arbeit. Es ehrt die Einwohnergemeinde Brienz und darf heute mit Genugtuung festgehalten werden, dass dem Sänger der Brienzermundart noch zu Lebzeiten der Baugrund zu seinem Hause geschenkt wurde.

Streichs Dichtung beschränkt sich in Bescheidenheit und Treue auf den engen Raum seiner Muttersprache. Sie ist eingebettet in den engen Raum der Brienzer Landschaft und ihrer singenden, melodiosen Sprache. Das lebendig-wechselnde Spiel des Wassers und der verzehrende Lebenskampf mit den drohenden Bergen und Wildbächen haben Streichs inneres und äusseres Gesicht geprägt. Wie besass doch dieser Wächter und Warner der Muttersprache einen prachtvollen Charakterkopf. Sein Gesicht war so scharf geprägt wie die Flanken des Brienzergrates. Die Wangen waren eingefallen, hager und zerfurcht wie bei einem Asketen. Von beiden äusseren Augenwinkeln strahlten tiefe Falten rückwärts gegen die leicht ergrauten Schläfen. Die graublauen Augen die oft seltsam schwarz erschienen, konnten wie verloren nach innen sinnend und ebenso schalkhaft-sonnig strahlen und lachen wie Sonnenblitze über den dunklen See. Von der Nasenwurzel leiteten tiefe, senkrechte Falten über in die aussergewöhnlich hohe und gewölbte Stirne. Die verschlossenen Lippen mit den eher verbitterten Mundwinkeln trugen das Gepräge zerquälten Grübelns. Zum herb-scheuen Gesichtsausdruck stand merkwürdig gegensätzlich die wie ein kantiger Fels vorspringende Adlernase. Der ganze Kopf wirkte wie ein Berg, der von Lawinen, Steinschlag und Wildwassern zer-

schlagen und aufgerissen wurde und dennoch wie Sonnenschein eine seltene Güte und warme Menschlichkeit ausstrahlte. Seine Gestalt war immer leicht vornübergebeugt, als trügen die Schultern eine unsichtbare Last, und beim Gehen stiessen die Knie leicht ruckweise vorwärts, als müssten sie lästige Hindernisse wegschieben. Oft lastete das Leben wie eine schwere Hand auf ihm.

Es liegt im Wesen des Berglers — und Streich war von Jugend auf dem Berg verhaftet —, dass Übermut und Schermut gefährlich nahe wohnen, und es ist Schicksal des Dichters, aussprechen zu können, was andere oft nur verschwommen empfinden. Aber liegen die Massen des Winterschnees noch so tief über Gräte und Halden, so schwinden sie im Frühlingsföhn doch unwahrscheinlich rasch dahin, und das jubelnde Leben siegt über die Kälte. Alle Dichtung ist Gleichnis und Bekenntnis. Streichs Mundartlyrik ist dazu ein ausserordentlich eindeutiger Beweis. Er hat nur Erlebtes ausgesagt und ist seinem Wesen und seiner dichterischen Berufung treu geblieben bis in die letzte Zeile. Dafür dankt ihm seine Heimat bis übers Grab hinaus. Wir haben ihn alle verloren. Unsere Herzen sind traurig und schwer.

Albert Streich

Vom Ernst Eberhard

Es unschynbars Manndli isch er gsi, chly, bring u het nie keis Wäse gmacht: «en Gargel heisst underre Lliiten» vo söttigne churz abgstumpete Manne. Wär sech nid uf d'Ouge versteit, hät grate, är syg eis vo dene vile Rüggewehpuurli, so sech im Oberland a trytbere Börter ds Läbe lang abraggere, es Bärgpuurli u nüt meh u nüt minger. Aber äbe, syner Ouge hei en anderi Sprach gredt, hei e bsun-

dere Glanz gha. Zwar het me drin vo ähnleche Nöt chönne läse, aber mi het derby ds Gfüehl übercho, dass über allem Drangsal e tapfere Geischt Siger worden isch, Siger ou i seelische Kämpf. Ds Läbe het ne vo chly uf ruuch apackt, aber är hets gwüsst z'meischtere; ou di letschte Jahr, wo von ere unheilbare Chrankheit überschattet sy gsi, het er gwüsst ufz'hälle. Das Liecht isch vo inne cho, vo syr epfindsame Seel; i der Seel isch di chlyni Wält, wo-n-er drinne gläbt, liebt, glitten u grunde het, läbig worde; är het üs di unschynbarschte Ding u Regige gwüsst necher z'bringe, se z'verkläre, dass mängs, wo süsch unbeachtet blibe wär, zu-n-ere Offebarig worden isch.

Wenn ne ds Läbe — so hets eim mängisch tüecht — stifmüeterlech behandelt het, so mues me sech frage, wi-n-är d'Chraft gfunde het, üs das Vermächtnis vo so vilne innig schöne Gedicht z'hinderlah. I syne Värse isch eine, dä heisst: «Wet' muescht.» Dert finde mer d'Antwort uf üsi Frag. Es Öpfelbäumli, es grings, nüt ratsigs, vom Byswind schief gwäjt, es vergässnigs, äben e Gargel, chunt im Uschtig na mene paar Föhntage un eme warme Rägeli i Bluescht «und treumd — es roserrots Treimli vom Läben. Ja, teusig, wet'muescht!»

I sym unverfeltschte Brienzerdütsch het er d'Saite zu mene schlichte Wohlklang la ufklänge, wo so lang z'Härze ga wird, al mir üs der Sprach vo üsne Müeter u Vätter nid etfrömde.

Es isch no keis Jahr här, syt der Albärt mit mer vom Schriftsteller-abe heigfahren isch. Är isch by mer übernachtet, un am Morge ha-ne heigführt. Är isch no stiller gsi weder früeher; är het glitte. Schmärz un es lyses überläges Lächle hei sech merkwürdig i syne Züge verschwüschteret zu mene wehmüetige, aber abgeklärten Usdruck, wo me derdür sälber still worden isch. Es isch mer dennzumal der Gedanke cho, der Albärt Streich sygi

trotz syr guete Familie, sym währschafte Dorf, syne vile Fründe u trotz der verdiente vilfachen Ehrig einsam blibe: en Einsame, wo bis änenus gwillt isch, us eigeter Chraft dür alli Dunkelheite düre ds ewig Liecht z'sueche u z'finde.

Ds Pfipfölti

Vo der Frutigtaler Dichter Maria Lauber

Wen ig an Albärt Streich zruggsine, su würd mer iifach, i cha mig lang were, es bitzi schwer. I ssinen dra, was er us sir arme Jugetzit erzelt het, va sir Lengizit, wa ne hiim het tribe, z'Fues, va Thun gam Brienz. I ssinnen a sis Gsicht. Wan ig eso näbe ma har gah, gsehn ig's var Site, mues ging umhi di Müläschpe gseh, wan e söligi Bitteri druff ischt, dass's iima iifach weh tuet. Was mues er ha glitte, där Ma!

Net, das er net og Schöes hetti erläbt. De het ma müesse gseh, wi d'Fäald i sim Gsicht sig hii glettet, u wien es Schinen uber di güetigen Uugen ischt. Ganz zeerscht, es si sider vlicht föfzähe Jahr, wa ne nu chum bchennt ha, ha ne gfragt, ob er net esmal zue nus uf chie wurde, nus der iint ol ander va sine Värsche ga vorläse. Dass da öppis meh drind ischt wan obethin im nen-Gedicht, das het ma sofort gspürt, aber i hetti gääre wele ghöere, win di Oberlendersprach, wa mer in den Ohren ischt gläge sit mir Chinderzit, win die z'lose weär us sim Mum. Er ischt gääre cho; es ischt ma ja ging e Früüd gsi, vorz'läse. Aber wi muess's ne ha trogem in öes z'Chie! I hette ma sövel gäären enganzi Schuelstuba voli Lüt wele zueha, aber i ha's denn artig net gwüsst anz'riise, u wan er chunnt, si wer numen öesere zwüü- drüi i mir Stube gsi. Aber derfür, das het er an-gens chöne merke, söligi, wan er net vergäbe het müesse für schi sis Büechli

fürhanäh. Er het gläsen u het gläse, vlicht meh wan e Stund. Wan er het ghört, hii wer ali e tüüfa tüüfa Atemzug ta, wir hii si gspart ghaben dervor. Eso ischt är sälber u siwier bir Sach gsi, das wer eersch, wa wer sin ufgstande, hii gseh, das er uf em Täschli va mir Gspilen ischt gsässe, wa d'Sunembrüla drind ischt gsi. I bbi schmeäligi worde, u sicher är og: söll das jitz allz si, wan er va sim Vorläse het — Stücken?

Nu, wir sin due dür ds Dörfi dür un uber e Müli-riin uehi. Vur em eltschte, schöne Hus am Gässli ischt er blibe stah, lang. Gsiit het er net viel. Aber jitz, wa mer dür ds chli Walldi dür un uber e Riin uehi si, ischt Albärt ganz enandera worde. Sie Schritt liechta, sis Reden ifriger. D'Ustigsuna het luubi u milti zuehi gschinen a d'Wand vam brune Schürli, wan da am Wäg stiit, esmal list er es Schnäggehüsi uf, wa ma vur de Füessen ischt gläge. Van dem Blüemene, wan da hii blüeit, het er nus d'Näme gsiit, wi se si im Oberland hii, un es het nus schier glächert, was für luschtig Nämnen des d'Brienzer sumem Bluemnen-gä. Aber das ds Martegoldegüegi* bin ine Schingüegi hiisst, het er nus zwüre müesse säge.

Due flügt es Pfipfölti, e Zitronenfalter, ol isch' es Fugsli gsi? über öeser Hüüter un uber e Riin uehi gäg ds Haselgstüd un i ds Blau-wa. Un eso würde ne sider ging gseh, wen ig a ne sine: er ischt blibe stah mitts im Wäg, gugget uehi un uehi, dem Pfipföltli nahi, un es Schinen-git uber sis Gsicht u chunnt i siner Uuge, wan ig, su lang das ig nug söll läbe, nie meh würde vergässe.

Jitz hescht du, luuba Albärt Streich, wi ds Pfipfölti, uberhigwägslet

«von eimm i ds ander Land».

* Marienkäferchen

Albert Streich

Vom Adolf Michel, alt Lehrer, Bärn

Friili, chan i dem Redakter sägen, hani Streich Albi, den Brienser Dichter, Sagen- u Gschichtenschriiber o b'chennd, wiil i o z'Brienz ufgwachsen bin. I bin zwar schon vor Jahren von dert furt, aber doch allimal, wenn i in miin Heimetgmeind zrugg bin, han i dän heimmellig Albi i siim Biiroo in der Wydi ufgsuecht. I bin zwar wäder Dichter no Schriftsteller und ham-mi eigetli so näbenby houptsächli um di lokalen Orts-, Flur-, Alp- und Bärgnämen interessiert. Bald han i aber gmerkt, das är da o vil besser ischt b'schlagna gsiin als i sälber. Uf en-em Tablar hed är alben ganz Stees von Ortsnamesnotizen, won-är sälber mid de Jahren zämenträgen hed, firhegnun, und den hed är gued Uskunft und Bscheid gwissd. Über Achsalp hed är i siinen Sagen hibsich erzeld, wie där Namen etstanden siig. Tiroler siigen vor viel Jahren chon und heigen uf där Alp mit Axten die vielen Tanni und Ahoren abgholzed, wo due zum Namen Axalp gfierd heig. Mier hed das aber nid rächt gloubli gschinen. Är hed due sälber zueggän, das Achsalp von em keltischen «aska», was Weidland bediiti, abstammi, was är wol vom Prof. Zinsli z'Bärn, mit däm är viel vercheerd und erfahren hed. Von Planalp und Rotschalp het Streich ds dotzewiis bsundrige Ortsnämen notiert g'häben, wan-är von Älperen vernun und gsammled hed. Är hed im Sin ghäben, das riichhaltige Sprachguet für das Ortsnamenverzeichnis vom Kanton Bärn, an däm Prof. Zinsli geng no sammled, z'übergän. I mues-sägen, das i allimal riich bischenkt von Streich Albi furt ggangen bin. Über sys fliisiga, dichterischa und schriftstellerischa Schaffen wollt i mmi lieber nid uslahn, obwohl i das heech schetzen. I uberlahn das besser en-er fachchundigeren Fäderen.

Das aber syner Biecher grosse Aklang gfunden hein,
mag bewiisen, das über d'Festziit vom Niwwjahr
siiner Schriften in Bärner Buechhandligen siin us-
verchouft gsiin. E Radiosendig churz vorhär, wo
Streich den Brinsee bin em Schneefal schildred, hed
o miir Frow so gued gefallen, dass si nachhär gseid
hed, mi heig's wie uf en-em Bild gsehn vom Flück
Peter z'Schwanden.

Zum Andenken an Albert Streich

Von Frau Luise Rubin-Berchten, Brienz

*Über feinen grauen Nebelschwingen,
Die aus bleiern schwerem Wasser steigen,
Über dunkeln windgebeugten Tannen,
Die sich spiegelnd zu den Wellen neigen,
Mit den fahlen letzten Sonnenstrahlen,
Die den harten Felsen warm vergolden,
Mit dem Rauch, der aufsteigt aus den Gassen,
Aus den Heimatstätten, ach, den holden,
Wo die Menschen deiner Verse wohnen,
All die Helden deiner schlichten Lieder;
Auf dem Antlitz müdgewordner Pilger
Strahlt die Dichterseele freundlich wieder.*

*Ob sie wohl dein mahnend Wort verstanden
Wenn es scheu an ihre Herzen schlug?
Ob sie wohl das stille Leuchten kannten,
Das dein leidzerfurchtes Antlitz trug?*

*Stilles Glück am Quell der guten Erde
Kanntest du — und tiefstes Einsamsein.
Reich beschenkt aus übergewaltiger Schale
Lerntest du ein frommer Mensch zu sein.*